Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 47 (1967-1968)
Heft: 12

Buchbesprechung: Bücher
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

BÜCHER

«C. F. MEYER ET LA NOUVELLE»

Es zeugt von C. F. Meyers starker Ausstrahlungskraft über die Grenzen seiner Zeit und seines Sprachraums hinaus, daß sich immer wieder Wissenschafter ausländischer Zunge mit diesem ungewöhnlichen literarischen Phänomen beschäftigen. Vor einem halben Jahrhundert lieferte der Franzose Robert d'Harcourt eine bedeutende Monographie des Dichters (C. F. Meyer, Sa vie, son œuvre, Paris 1913). Jetzt legt uns wiederum ein Franzose ein die ganze Persönlichkeit Meyers würdigendes Buch vor[1]. Zwar beschränkt sich der Verfasser auf die Novellen als Grundlage für seine Betrachtungen und zieht die Lyrik und Versepik nur gelegentlich bei, doch spannt er den Rahmen seiner Arbeit so weit, daß viel mehr als eine bloße Abhandlung über Meyers Erzählkunst vorliegt. *Georges Brunet* bringt zweifellos alle wissenschaftlichen Voraussetzungen für ein solches Unternehmen mit: gründliche Kenntnis von Meyers Werk und völlige Vertrautheit mit der zugehörigen Sekundärliteratur.

Im ersten der drei Hauptteile, in die das Buch zerfällt, faßt er unter dem Titel «Les sources de l'inspiration chez C. F. Meyer, Le Moi et l'histoire» zuerst zusammen, was über die innere und äußere Entwicklung des Dichters, über Lebensumstände, Familie, Milieu, Zeitströmungen, literarische Umgebung und andere Kräfte, die seinen Geist und Charakter haben formen helfen, bekannt ist. Dabei wird besonderes Gewicht auf die für sein Denken und Empfinden so bedeutungsvollen Fragen des Gewissens und des Todes gelegt. Vielleicht wäre bei dieser Gesamtschau von Meyers Wesen die lächelnde Ironie, das Nichtganz-ernst-nehmen der Dinge, das Abseitsstehen des von Schicksal und Charakter zur Rolle des bloßen Lebensbetrachters Verurteilten noch mehr zu betonen gewesen. Sodann wendet sich Brunet der Frage zu, warum Meyer ausschließlich geschichtliche Stoffe wählte, und ob es als Mangel an Inspiration zu betrachten sei, wenn er sich stets an bereits geformtes Leben hielt. Der Verfasser beantwortet sie dahin, daß Meyer sich nie der reinen Museums-Freude am Historischen hingebe und damit einer beliebten Mode seiner Zeit folge, daß er vielmehr immer menschliche Probleme, zumal persönliche, in historischem Gewande darbiete, ferner, daß ihn die Liebe zur Distanz, das Bedürfnis nach Maske, nach Verhüllung des so verletzlichen Ich leite. Hier geht Brunet sachlich nicht über die übliche Deutung hinaus, höchstens in der etwas zugespitzten Formulierung, daß er das Verhältnis Meyers zur Geschichte geradezu als eine Art Symbiose oder Identifikation hinstellt: «...il y a chez Conrad plus que le goût de l'histoire; s'il s'adonne à cette étude avec passion, c'est qu'il y trouve sa nourriture; si l'histoire réapparaît dans ses œuvres, c'est qu'il est parvenu à s'identifier avec elle. Il y a d'abord cherché un refuge et un masque, mais il y a découvert aussi une source de tragique et il s'est efforcé d'intégrer ce tragique dans une conception éthique du monde qui était pour lui une nécessité vitale.»

Der zweite und Hauptteil des Buches ist überschrieben «C. F. Meyer et ses nouvelles» und trägt den programmatischen Untertitel «Comment toutes les nouvelles, malgré leur diversité, reposent, en dernière analyse, toujours le même et unique problème.» Seine Aufgabe faßt Brunet in den Satz zusammen: «Nous nous proposons précisément ici de rechercher comment sont nées les diverses nouvelles de Meyer, quelles expériences douloureuses ont pu leur donner naissance, mais surtout com-

ment chacune de ces œuvres reflète à sa façon une expérience unique et fondamentale.» Diese eine Grunderfahrung ist mit einem Wort das Gewissen oder genauer das schmerzliche Bewußtsein der menschlichen Unvollkommenheit. In religiösen Begriffen ausgedrückt heißt dies, «que l'homme, participant du divin par l'esprit, a soif d'harmonie, de perfection, tandis que l'être de chair, malgré son effort pour se dégager de l'absurdité du monde, est condamné à errer sans cesse...» In immer neuen Wendungen wird dieser Gedanke variiert. In bezug auf den Heiligen wird gesagt, «que le christianisme est à la fois nécessaire et impossible», über Gustav Adolfs Page: «le problème central est toujours celui des rapports de l'existence humaine et de l'éthique; peut-on vivre sans se salir les mains?» Anderswo steht: «Alors l'ensemble des nouvelles n'est pour finir qu'un seul et même symbole, celui du mystère de l'homme en quête d'une unité indispensable qu'il pressent, qu'il s'efforce d'atteindre par toutes sortes de moyens et qui pourtant lui échappe.» Und schließlich: «Au centre de chacune de ses nouvelles se retrouve le même problème: peut-on vivre et agir sans assouplir sa conscience?» Das ist der Leitgedanke, der sich durch Brunets ganzes Buch hinzieht, und gerade er ist es, der grundsätzlichen kritischen Erwägungen ruft.

Es wird niemand bestreiten, daß in Meyers Denken und Dichten die Gewissensfrage, die Spannung zwischen ethischen und vitalen Forderungen eine große Bedeutung hat. Aber es ist ebenso wenig zu leugnen, daß Meyers Werk noch andere und gleichfalls sehr charakteristische und wesentliche Probleme enthält. Man könnte zum Beispiel auch die Schicksalsfrage zum Ur- und Zentralproblem Meyers machen und sein gesamtes Schaffen auf diesen Nenner bringen: Der Mensch ist bei all seinem Bemühen um Verwirklichung eines Lebenszieles an eine Schicksalsmacht ausgeliefert, die seine Träume und Anstrengungen jederzeit vereiteln und ihn selbst zum wehrlosen Spielball machen kann. So will es das Schicksal, daß der nicht gläubige Schadau durch das Amulett gerettet wird, während der gläubige Boccard des Schutzes entbehrt und untergeht. So bewirkt das Schiffsunglück auf der Brenta, daß der Mönch Astorre zur Hochzeit gezwungen und damit aus seiner Bahn und ins Verderben geworfen wird. So ist es Schicksal, daß Pescara in der Schlacht von Pavia die Todeswunde empfängt, Schicksal, daß der Pfeil in den Hals der Tochter des Heiligen dringt und mit ihrem Tod die entscheidende Wandlung in Becket hervorgerufen wird und so weiter. Man könnte aber auch ohne Schwierigkeit die Tatsache des Todes, das Bewußtsein, daß all unser Tun und Treiben vom irdischen Ende des Daseins überschattet und gleichsam von dort her geformt wird, zum Kernproblem des Meyerschen Werkes stempeln. Es käme dabei ungefähr so viel oder so wenig heraus wie mit dem Gewissens-Leitthema. Wenn man eine aus hundert Elementen zusammengesetzte Persönlichkeit auf einen Grundwesenszug zurückführt, so vertieft man damit das Verständnis für ihr Werk nur in geringem Maße. Es ist hier nicht der Ort, zu untersuchen, woher das vor allem in der Geisteswissenschaft so verbreitete unselige Bedürfnis stammt, jede Gestalt und jede Epoche auf ihren Urgrund zu reduzieren und so gewissermaßen das Weltall in einer Nuß darzubieten. Wohl aber ist auf die Gefahr, die dieses Vorgehen in sich birgt, aufmerksam zu machen, auf die nämlich, daß unser Blick eingeengt und gerade vom eigentlichen Gehalt abgelenkt wird. Wir glauben, mit einer Zauberformel einen Dichter in der Tasche zu haben, und haben statt dem goldenen Baum des Lebens nicht mehr als ein dürres Blatt! Zumal bei einem unphilosophischen und in weltanschaulichen Dingen widersprüchlichen Menschen wie Meyer ist diese Gefahr groß. Der unbefangene Leser wird sein Werk sicher nicht im tiefsten als Problem-Dichtung erleben, er wird vielmehr von der Fülle von Lebensbildern, psychologischen Feinheiten, Charakterporträts, landschaftlichen Stimmungen und so weiter ergriffen werden. Bei einer Betrachtung auf ein immer gleiches General-Anliegen hin läßt sich denn auch

bei Meyer nicht viel mehr erweisen, als daß seine Persönlichkeit von einem starken christlich-sittlichen Verantwortungsgefühl bestimmt ist.

Die einzelnen Novellen analysiert Brunet sehr ausführlich und bis in alle Einzelheiten hinein, doch stets auf ihre thematische Zusammengehörigkeit hin. Die Richterin dient ihm dabei als Musterbeispiel: «S'il est juste de dire que les nouvelles de Meyer sont des variations sur un thème, il est juste d'affirmer ici qu'elles sont toutes des variations autour de ‚Die Richterin'.» Sicher, diese Erzählung ist eine Gewissensgeschichte (freilich nicht ausschließlich, das in «Angela Borgia» wiederkehrende Motiv der Geschwisterliebe ist beispielsweise nicht zu übersehen). Ob man aber alle andern Novellen als Abwandlungen dieses Paradigmas bezeichnen darf, ohne ihnen Gewalt anzutun, ist zum mindesten zweifelhaft. Manche ließen sich ebenso gut mit einer andern Problem-Etikette versehen. Abgesehen von der schon erwähnten Schicksalsidee (etwa im «Amulett» oder in der «Hochzeit des Mönchs»), könnte man sich im «Jenatsch» mit dem irdischen Widerstreit zwischen Politik und Moral begnügen, im «Heiligen» mit dem Gegensatz zwischen wilder Lebenskraft und verfeinerter Geistigkeit; im «Leiden eines Knaben» wäre die Qual des Lebensuntüchtigen in die Mitte zu rücken, im «Pescara» das geheuchelte und heroisch zu Ende gespielte Leben des vom Tode Gezeichneten, von weiteren Beispielen zu schweigen. Mit andern Worten: es könnte einen gerade reizen, das Besondere und Einmalige jeder Novelle und damit den Einfallsreichtum des Dichters herauszuheben, statt ein gemeinsames Grundthema, das dann doch recht allgemein formuliert sein muß, wenn es noch einigermaßen zu Recht gelten soll.

Wo Brunet von einer naheliegenden Interpretation abweicht oder über sie hinausgeht, versagt man ihm zuweilen die Gefolgschaft. Bei der Deutung des «Jenatsch» stutzt man, wenn der Titelheld mit Faust verglichen und sein Verhalten als Hybris erklärt wird. Was Faust zu Faust macht, ist sein Erkenntnisstreben, und davon ist bei dem Bündner Haudegen gewiß nichts zu finden. Und der Begriff Hybris ist hier nicht am Platz, wenigstens nicht, wenn man darunter den Versuch des Menschen versteht, die ihm gesetzten Grenzen zu sprengen. Jenatsch zerbricht um eines an sich edeln irdischen Zwecks willen die Gebote der Moral, aber von einem Rütteln an den dem Menschengeist gesetzten Schranken ist keine Rede. Jenatschs Verbindung mit dem Bösen ist mit Fausts Teufelspakt, dem das unbefriedigte geistige Streben des Menschen zugrunde liegt, nicht vergleichbar. Warum — nebenbei bemerkt — der längst widerlegte Irrtum weitergeschleppt wird, Lucretia erfahre erst von Jenatsch selber, lange nach der Tat, daß er der Mörder ihres Vaters sei, ist nicht erfindlich.

Es überrascht, daß Brunet aus Wertmüller im «Schuß von der Kanzel» eine tragische Figur macht, vom dunkeln Hintergrund der Erzählung spricht und die Behauptung wagt, «que la seule œuvre de Meyer à la surface lumineuse est en réalité déprimante.» Darf man Meyer seine heitere Seite und seinen Sinn für Komisches, den er in Wahrheit besitzt, nicht lassen? Kann man von Wertmüller mit Grund sagen: «A vouloir dominer la vie il s'est perdu lui-même?» Hat er tatsächlich sein Ich verloren? Ausgerechnet der stählerne Mann, der das Leben souverän traktiert? Genügt es nicht, daß Meyer in ihm eine Charakterfigur von vollkommener Geschlossenheit und Echtheit geschaffen hat, ein Original, gebildet, geistvoll, seiner Zeit voraus, erhaben über abergläubischen Kram und nicht ohne Herz?

Auch die Deutung des «Heiligen» gibt zu einigen Bedenken Anlaß. Man müsse sich entscheiden, in welchem Lichte man Becket sehen wolle: «il faut choisir entre l'auréole du Saint et le portrait de Satan.» Muß man dies? Wird in dieser Novelle der Zwielichtigkeit nicht gerade die Relativität jedes menschlichen Urteils, ja die Unmöglichkeit, in die letzten Falten eines fremden Innern hineinzublicken, dargetan? Brunet sieht in Becket den Menschen, der Christus nachleben will, aber als Angehöriger dieser

Welt doch der Sünde nicht entgeht. In dem Maße, wie es Meyer gelungen sei, den Heiligen zu vermenschlichen, habe er ihn zu einem Schurken gemacht. Mir scheint, Ausdrücke wie Schurke (scélérat) oder gar Satan verbieten sich beim Heiligen von selbst, sogar wenn man — was der Dichter absichtlich offen läßt — ihm die menschliche Schwäche des Racheverlangens zutrauen möchte. Unrichtig gesehen ist auch das Verhältnis zwischen König und Kanzler. Thomas habe für den König nie mehr als einen gelinden Respekt übrig gehabt, und zwischen den beiden so grundverschiedenen Menschen habe so gut wie nichts Gemeinsames bestanden. Träfe das zu und hätte Becket nicht eine ehrliche Zuneigung zu dem von Lebenskraft strotzenden König (wie Meyer selber zu den renaissancehaften Vollmenschen), so wäre sein Aufenthalt am Hofe nichts als Betrug, nichts als Befriedigung des Bedürfnisses nach Macht und Wohlleben, wofür es sich lohnte, ein bißchen Freundschaft zu heucheln.

Über «Das Leiden eines Knaben» schreibt Brunet unter anderem: «Cette nouvelle n'est donc pas une simple tragédie d'écolier et même si elle est nourrie de la substance de l'auteur, elle nous place au centre du drame existentiel de l'homme. Le véritable problème est ici celui de l'ordre et de la justice.» Verführt da der Zwang der Leitidee den Verfasser nicht zu gar zu hohen Worten? Ein unvoreingenommener Leser wird jedenfalls die Erzählung nicht von dieser Seite nehmen, dazu steht ihm der junge Mensch, dem das Schicksal zwar edeln Sinn, aber geringe Gaben und gar keine Fähigkeit, das Leben zu meistern, geschenkt hat, viel zu nahe. Und wenn er auch mit dem Dichter seufzend feststellt, daß der Himmel seine Güter den Menschen ungleich und ungerecht zuteile, so ist ihm das kein Anlaß, darin das Grundthema dieser an persönlichem Gehalt, an Menschenbeobachtung und historischer Atmosphäre so reichen Novelle zu erblicken.

Mehr Gewinn als der Hauptteil, der unter der wenig fruchtbaren Problemstellung leidet, verschafft der dritte Teil des Buches, in dem sich Brunet mit der Kunst der Novelle bei Meyer beschäftigt. Da beweist der Verfasser neben der Kenntnis großer geistesgeschichtlicher Zusammenhänge seinen fein entwickelten Sinn für sprachliche, allgemein stilistische und geschmackliche Fragen und erfreut den Leser mit mancher klugen Einzelbeobachtung in Meyers Werk. Daß die vielfach erörterten Fragen: Warum vollendete er kein Drama? Warum schrieb er keinen Roman? Ist seine Lyrik über die Prosa zu stellen, beziehungsweise was ist für seine Eigenart charakteristischer? und anderes mehr auch aufgeworfen werden, ist in diesem Zusammenhange zu erwarten. Mit vernünftigen und geläufigen Argumenten wird klargemacht, daß das Symbol die dem Dichter adäquate Ausdrucksform und diese in Lyrik und Novelle am überzeugendsten und ästhetisch am befriedigendsten anwendbar sei. Beipflichten wird man auch Brunets Auffassung, daß Meyers Novellen, trotz der Gebundenheit an literarische Tradition, durchaus selbständige Gebilde seien und daß ihnen ein aktueller Gehalt innewohne. Dieser beruhe vor allem darin, daß Meyers Probleme auch die unsern seien und sein Drama das unsere: «celui de l'homme moderne insatisfait de sa condition et en même temps incapable de rompre définitivement avec le passé pour aller jusqu'au bout de son émancipation.» —

Dass in einem umfangreichen Buche Fehler unterlaufen, ist begreiflich. Immerhin dürfte bekannt sein, daß die bündnerische Hauptstadt Chur (romanisch Cuera, italienisch Coira) französisch nicht Choire heißt, wie beharrlich gedruckt ist, sondern Coire. Und wenn schon Hybris als einziges Wort im ganzen Text mit griechischen Lettern gesetzt wird, so sollte richtigerweise ein Spiritus asper und nicht, wie meist der Fall ist, ein Spiritus lenis stehen. Die Fehler in den deutschen Textbeispielen sollen dem französischen Setzer verziehen sein. Wenn er einmal die Eidgenossen in «Heidgenossen» verwandelt, so würde das wohl Meyer selber amüsiert haben, und er hätte vermutlich über seine heidnischen Landsleute ironisch gelächelt. —

Die sehr gelehrte Arbeit Brunets umfaßt mit Register, Bibliographie (für die jeder dankbar ist, der sich mit dem Stoff abgibt) und Index 572 große Seiten. Zweifel, ob der gewaltige Aufwand und das wissenschaftliche Ergebnis der Untersuchung in einem ausgewogenen Verhältnis stehen, lassen sich nicht unterdrücken. Es wäre von C. F. Meyer zu lernen, wie man verdichtet, alles Füllwerk meidet und nur das Wesentliche und Gültige in Worte faßt.

Alfred Zäch

[1] Georges Brunet, C. F. Meyer et la nouvelle, Paris 1967.

GESCHICHTE DER KIRCHLICHEN HISTORIOGRAPHIE

Die Kirchengeschichte ist diejenige theologische Disziplin, die einst den Graben zwischen den Konfessionen vertieft und befestigt hat. Heute ist sie jedoch diejenige theologische Wissenschaft, die das Schlagen neuer Brücken über diesen Graben vorbereitet hat und weiterhin ermöglicht. Von diesem Wandel kann sich überzeugen, wer die imponierende «Geschichte der kirchlichen Historiographie»[1] aufmerksam studiert. Ihr Verfasser, *Peter Meinhold* (geb. 1907), Professor für Kirchen- und Dogmengeschichte an der Universität Kiel, hat schon in früheren Arbeiten sich um eine Deutung des Sinnes der Kirchengeschichte bemüht, indem er insbesondere das Verhältnis von Heils-, Kirchen- und Weltgeschichte aufzudecken versucht: «Jede Betrachtung der Geschichte, die die Verbundenheit dieser drei Momente verkennt, wird notwendig zu einer rein säkularen Betrachtung absinken und diejenigen geschichtsmächtigen Kräfte nicht in den Blick bekommen, die den Fortgang allen geschichtlichen Lebens bestimmen.» Meinhold bezeichnet sein vorliegendes neuestes zweibändiges Werk bescheiden als «eine Ergänzung zu den vorhandenen grundlegenden Werken über die Geschichte der kirchlichen Geschichtsschreibung von Ferdinand Christian Baur, Erich Seeberg und Walter Nigg». Seine hier entfaltete Problemgeschichte ist aber in Wirklichkeit eine einmalige Meisterleistung, ein Opus, an dem keiner mehr vorbeigehen kann, der sich ernsthaft mit der protestantischen Kirchengeschichtsschreibung befaßt. Meinhold ist es vorzüglich gelungen, Werden und Entwicklung des Geschichts- und Zeitbewußtseins und der aus ihm hervorgehenden kritischen Deutung der Vergangenheit der Kirche darzustellen. Er achtet in seinem profunden Werk insbesondere auch auf das die Deutung der Vergangenheit tragende Geschichtsbewußtsein und ist darauf bedacht, in den vorzüglich ausgewählten Quellenauszügen diejenigen Probleme zur Sprache zu bringen, die das Geschichtsverständnis in den verschiedenen Zeiten bestimmt haben. Die Einleitungen zu den ausgewählten Texten sind so gehalten, daß sie einen Einblick in das Gesamtwerk eines Autors, der auszugsweise wiedergegeben ist, nach Möglichkeit gestatten und die von ihm ausgehende Förderung der kirchlichen Geschichtsschreibung beziehungsweise die an ihn zu richtenden kritischen Fragen deutlich machen.

Entsprechend der überragenden Bedeutung dieses Werkes, vermitteln wir nachfolgend eine eingehende Übersicht über dessen Inhalt. Peter Meinhold kommt in der Einleitung zunächst auf die Voraussetzungen der kirchlichen Geschichtsschreibung zu sprechen. Die kirchliche Historiographie schließt implicite die kritische Frage in sich, ob und inwieweit die Kirche auf ihrem Weg durch die Geschichte sich selbst treu geblieben ist. Diese Fragestellung macht das Wesen der kirchlichen Geschichtsbetrachtung aus, die sich damit von jeder anderen Art der Geschichtsdeutung unterscheidet. Zum Verständnis der Besonderheit der kirchlichen Geschichtsbetrachtung muß man nach Meinhold von dem Faktum ausgehen, daß

es für diese eine letzte Vorgegebenheit für das Geschichtsdenken gibt: das geschichtliche Dasein der Kirche ist umgrenzt durch Offenbarung und Parusie, womit eben nicht nur das Moment der Entwicklung von einem Ausgangs- zu einem Zielpunkt gegeben ist, sondern auch die Notwendigkeit einer Deutung des zwischen diesen beiden Punkten sich abspielenden Geschehens, das jeweils von seinen Anfängen oder von seinem Ende her kritisch und sinnvoll begriffen werden kann. Der mit der Materie bis in alle Details gründlich vertraute Autor gliedert den gewaltigen Stoff in neun Teile. Im 1. Teil wendet sich Meinhold der Geschichtsschreibung der Alten Kirche zu, als deren erster und mächtigster Interpret der Apostel Paulus figuriert, der das letztlich auf die Verkündigung Jesu zurückgehende und von der Urgemeinde bewahrte Geschichtsbewußtsein und die frühchristliche Geschichtsdeutung in einer für alle Zeiten maßgeblichen Weise geprägt hat: die gegenwärtige Zeit ist auf das Ende ausgerichtet; sie strebt der Vollendung des göttlichen Heilswillens entgegen. — Aus dieser ersten Epoche verdienen zwei Gestalten noch besonders hervorgehoben zu werden: Eusebius von Caesarea und Hieronymus. Eusebius gilt als der eigentliche Historiker der Alten Kirche; seine Chronik ist nach ihrer Anlage und Durchführung eine erste christliche, die Weltgeschichte umfassende Darstellung, innerhalb deren das Christentum die höchste und letzte Stufe einnimmt. Seine zehn Bände füllende «Historia ecclesiastica» hat eine wahrhaft epochale Bedeutung erlangt, und sein «Leben Konstantins» ist die erste christliche Biographie. — Hieronymus, der mit seinem Schriftstellerkatalog «De viris illustribus» zum Begründer der christlichen Literaturgeschichte und Patrologie geworden ist, betont im Vorwort zu seinem «Vita Malchi», daß die Verbindung mit dem Staate die innere Schwächung der Kirche bewirkt habe. Mit dieser Idee ist Hieronymus «der Vater einer in wissenschaftlicher Gestaltung bis in die Gegenwart wirksamen Auffassung vom Ablauf der Kirchengeschichte» (Erich Seeberg).

Der 2. Teil ist der kirchlichen Geschichtsdeutung im Mittelalter gewidmet. Meinhold geht aus von Augustinus, dessen großes geschichtstheologisches Werk «De civitate Dei» den Höhepunkt der frühchristlichen Geschichtsdeutung bildet. Besonders instruktiv wirkt die Gegenüberstellung des Geschichtsbildes der Sekten (Katharer und Waldenser) und der Kirche. Dieses wurde entscheidend geprägt durch Thomas von Aquino; von ihm aus hat die spätmittelalterliche katholische Kirche die Auseinandersetzung mit den noch vor dem Reformationszeitalter aufbrechenden Kräften für die Erneuerung der Kirche und ihrer Legitimation von der Geschichte her geübt.

Im 3. Teil setzt sich Meinhold gründlich mit dem Problem «Reformation und Kirchengeschichte» auseinander. Er geht davon aus, daß die Reformation ein neues Verhältnis zur Geschichte für die Kirche heraufgeführt hat. Diese Tatsache findet einmal ihren Ausdruck in der neuen Wertung des geschichtlichen Lebens überhaupt. Dieses wird als das Werk Gottes und als das Werk des Menschen in seinem eigentümlichen, rätselhaften und niemals aufzulösenden Charakter erkannt. Martin Luther, der eine umfassende Legitimation seines Wirkens von der Geschichte her vorgenommen hat, entdeckte den Menschen als einen selbständigen und in einer letzten Verantwortlichkeit handelnden geschichtlichen Faktor. Seine Gedanken haben sich in ihrer ganzen Fruchtbarkeit in der protestantischen Geschichtsschreibung des 16. Jahrhunderts ausgewirkt. Zugleich haben sie die Anstöße zur Fortbildung ihrer Konzeptionen gegeben, die dann erst das plastische Sehen der geschichtlichen Phänomene und das scharfe historische Urteil über Wirkungszusammenhänge und menschliches Handeln in der Geschichte ermöglicht haben. — In einem eigenen Kapitel geht Meinhold ein auf die erste protestantische Darstellung der Kirchengeschichte, auf die «Magdeburger Zenturien», ein auf Anregung von Matthias Flacius verfaßtes Gemeinschaftswerk, das mit seiner Forderung einer kritischen Be-

trachtung der geschichtlichen Quellen nicht nur eine Neuerung für die kirchliche Geschichtsschreibung bedeutet, sondern dem eine geradezu epochale Bedeutung für die kirchliche Geschichtsschreibung überhaupt zukommt.

Im 4. Teil wird der Einfluß des Humanismus auf die kirchliche Historiographie untersucht. Die dominierende Rolle spielt in dieser Epoche Erasmus von Rotterdam. Zunächst ist es eine neue, vom Menschen ausgehende Auffassung der Geschichte, die bei Erasmus sich durchsetzt. Die Geschichte wird nicht so sehr als Gottes Werk verstanden, sondern als der Niederschlag des menschlichen Handelns aufgefaßt. Der Mensch mit seinen Leidenschaften und mit seinen Affekten, mit seiner Vernunft und mit seinen Torheiten erscheint als der eigentlich Handelnde in der Geschichte. Erasmus hat ferner als erster den für die Geschichtskritik der Neuzeit so bedeutsamen Gedanken ausgesprochen, daß die Rezeption der griechischen Philosophie die Hellenisierung des christlichen Glaubens bewirkt habe. — Eine hervorragende Bedeutung weist Meinhold im Zeitalter des Humanismus auch den beiden Gelehrten Andreas Rivet und Johannes Dallaeus zu. Sie haben durch die Entwicklung der kritischen Prinzipien für ihre Arbeit recht eigentlich zur Entwicklung des historischen Sinnes beigetragen und zum erstenmal diejenigen Grundsätze ausgesprochen und in ihren Darstellungen selbst durchgeführt, die für die künftige Geschichtsschreibung maßgeblich geworden sind, nämlich: das Bewußtsein der historischen Distanz, das Problem der geschichtlichen Entwicklung, die Aufdeckung der Zeitgebundenheit und Geschichtlichkeit aller historischen Phänomene, und schließlich die Frage nach einer aller Geschichtlichkeit enthobenen Norm.

Im 5. Teil erörtert Meinhold die Stellung des Pietismus zur Kirchengeschichte. Die entscheidenden Anstöße sind in diesem Zeitraum allerdings weniger von den Pietisten, wie etwa Philipp Jakob Spener und August Hermann Francke, oder vom Mystiker Gerhard Tersteegen, als vielmehr von dem Separatisten Gottfried Arnold ausgegangen. Seine «Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie» hat die stärksten Wirkungen ausgeübt. Er hat darin die große Umwertung aller geltenden Werte vorgenommen: die Ketzer sind die wahren und echten Vertreter des Christentums. Für die Entstehung moderner historischer Prinzipien nimmt Arnold eine Schlüsselstellung ein, gehen doch auf ihn die geistes- und frömmigkeitsgeschichtliche Betrachtungsweise sowie die Einsicht in die Relativität aller historischen Erscheinungen zurück.

In der Aufklärung (6. Teil) haben sich vor allem Johann Lorenz von Mosheim und Christian Wilhelm Franz Walch hervorragende Verdienste um die wissenschaftliche Begründung der Kirchengeschichte erworben. Mosheim hat das Fundament gelegt, auf dem sich die Kirchengeschichtsschreibung der Aufklärungszeit hat erheben können, die ihrerseits wieder die Voraussetzungen für die kirchliche Geschichtsschreibung des 19. Jahrhunderts geschaffen hat. Zu diesen Grundlagen gehörte zunächst die Auffassung der Kirche als einer soziologischen Größe. — Walch hat die «Unparteilichkeit» des historischen Urteils und der geschichtlichen Darstellung sowie die genaue Kenntnis der einzelnen historischen Erscheinungen nach ihren Ursachen, Begleitumständen und Folgen gefordert und hat das Problem der historischen Wahrheit als eine weitere Voraussetzung des geschichtlichen Sehens behandelt. Neben diesen beiden bahnbrechenden Forschern verdienen noch spezielle Erwähnung Johann Salomo Semler und Gottlieb Jakob Planck. Semler hat den Gedanken der historischen Kritik konsequent durchgedacht und den konstruktiven Charakter aller Geschichtsschreibung klar erkannt. Planck hat als erster die Kirchengeschichte als «historische Theologie» zwischen der exegetischen und der systematischen Theologie eingeordnet und damit das System der theologischen Wissenschaften festgelegt, das noch heute gültig ist.

Im Zeitalter des Idealismus und der Erweckungsbewegung (7. Teil) treten — aus der kirchengeschichtlichen Perspektive be-

trachtet — zwei Gestalten besonders in Erscheinung: Johann Gottfried Herder und Ferdinand Christian Baur. Herder hat ein neues Verständnis der Geschichte entwickelt, das die herrschende Geschichtsdeutung umgestoßen und damit auch der Kirchengeschichte wichtige, im 19. Jahrhundert lange nachwirkende Anregungen gegeben hat. Er hat den Gedanken vertreten, daß das Werk Gottes die lebendige Illustration zum Wort Gottes abgibt. Nach Herder hat die Kirchengeschichte die Aufgabe, die in ihr wirkenden Individualitäten zu deuten und zu interpretieren. — Ferdinand Christian Baur hat bekanntlich eine außerordentlich einflußreiche Schule begründet, die in der Geschichtsschreibung auf lange hinaus im Banne seiner Gedanken gestanden ist. Baur faßt die Tendenzen der bisherigen Geschichtsschreibung in sich zusammen, indem er die Dogmen- und die Kirchengeschichte als die Selbstentfaltung des Geistes beziehungsweise der Idee Kirche angeschaut hat.

Der 8. Teil ist betitelt: «Der Historismus in der Theologie des 19. und 20. Jahrhunderts und seine Überwindung». In diesen letzten beiden Jahrhunderten begegnen wir einer ganzen Reihe von Namen, denen in der gesamten Kirchengeschichte ein Ehrenplatz gebührt. Auf die bedeutendsten Gestalten soll auch hier in der gebotenen Kürze hingewiesen werden. Von Richard Rothe sagt Meinhold: Er hat immer als ein Außenseiter für die wissenschaftliche kirchengeschichtliche Arbeit gegolten. Aber seine Idee von der geschichtlichen Ablösung der Kirche durch den Staat als der Vollendung des von Gott gewollten heilsgeschichtlichen Prozesses stellt eine kühne und der Wirklichkeit scheinbar entsprechende Deutung der in der Neuzeit immer offenkundiger werdenden Schwäche des Christentums und seiner immer geringer werdenden geschichtlichen Wirkungen dar. Rothe ist zum Wegbereiter des modernen Gedankens vom anonymen Christentum, das sich außerhalb der Kirche findet, geworden. — Eine Sonderstellung unter den Kirchenhistorikern seiner Zeit nimmt Franz Overbeck ein. Er ist außerordentlich radikal in seinen Urteilen und fordert eine «profane» Kirchengeschichtsschreibung, welche sich selbst als einen Teil der Weltgeschichtsschreibung versteht und dem historischen Stoff keine theologischen Voraussetzungen unterlegt. Overbeck ist der große unverstandene, aber auch nicht zu übersehende und zu überhörende Einzelgänger und Kritiker geblieben, dessen Nachwirkungen sich vor allem bei Nietzsche zeigen. — Adolf von Harnack wird von Meinhold mit folgender Laudatio gewürdigt: Harnack steht am Anfang der modernen Kirchengeschichtsforschung. Er ist ihr eigentlicher, uneingeschränkt anerkannter Meister, der diese Forschung über nahezu ein halbes Jahrhundert hinweg bestimmt hat. In höchstem Maße vollendet sich in ihm die schon in der Aufklärung ansetzende, im Grunde bis auf den Humanismus zurückreichende Historisierung des theologischen Denkens. Harnack hat das für ihn so ungemein charakteristische und seine Haltung zur Kirchen- und Dogmengeschichte zusammenfassende Wort gesprochen, daß die Geschichte zwar nirgendwo das letzte Wort habe, aber in der Religionsgeschichte und besonders in der Kirchengeschichte stets das erste. — Das 19. Jahrhundert hat erneut die Geschichte und die Relativität aller historischen Erscheinungen entdeckt und ihr innerhalb der Theologie gegenüber der Dogmatik die unbeschränkte Herrschaft zuerkannt. Ernst Troeltsch hat die Anwendung dieser Entdeckung auf das theologische Denken am konsequentesten durchgeführt. Nach seiner Überzeugung besteht die historische Methode in der Durchführung von Vergleichen der entlegensten religionsgeschichtlichen Erscheinungen untereinander, sowie in der Aufdeckung von Analogien zwischen den religiösen Phänomenen der verschiedenen Religionen. Troeltsch ist ferner der erste Historiker, der in die Betrachtung der christlichen Geschichte soziologische Gesichtspunkte eingebracht hat. In diesem Teil bringt Meinhold noch weitere illustre Namen zur Darstellung: Albrecht Ritschl, Rudolf Sohm, Karl Holl, Karl Barth, Reinhold und Erich Seeberg.

Im abschließenden 9. Teil — «Die neue Begründung der Kirchengeschichte und Dogmengeschichte» — wird über zwanzig theologischen Forschern der Neuzeit und Gegenwart das Wort gegeben. Wir begegnen hier den uns geläufigen Namen wie Walther von Loewenich, Gerhard Ebeling, Heinrich Bornkamm, Ernst Benz, Walther Köhler, Martin Werner und nicht zuletzt auch Peter Meinhold selber.

Im «Anhang» seines von einem immensen Wissen zeugenden Standardwerkes stellt Meinhold im ersten Kapitel eine Auswahl von gelehrten Laien vor, die entweder besondere historische Interessen haben oder die historischen Argumentationen zur Rechtfertigung ihrer eigenen religiösen oder kirchlichen Positionen benutzen: Friedrich der Große; Immanuel Kant; J. W. von Goethe; Friedrich Nietzsche; Karl Kautsky und Herbert Butterfield. Bei allen zitierten Zeugen kehrt der Gedanke des Verfalls der Kirche, der durch die von Konstantin dem Großen hergestellte Verbindung von Kirche und Staat herbeigeführt worden ist, mit großer Regelmäßigkeit wieder. Im zweiten Kapitel umreißt Meinhold kurz das als Konstruktion und Fälschung sich entpuppende Geschichtsbild der Mormonen.

Wer dieses über tausend Seiten umfassende Werk des Kieler Gelehrten sorgfältig gelesen hat, darf mit Fug und Recht behaupten, allen bedeutenden Namen der protestantischen Kirchengeschichtsschreibung begegnet zu sein und um deren wesentlichste Verdienste zu wissen. In diesen beiden Bänden, deren Aufbau und Inhalt in einer Besprechung ja nur höchst fragmentarisch angedeutet werden kann, stellt uns Peter Meinhold eine vorzügliche Sammlung von Quellenmaterial zur Verfügung. Es versteht sich wohl von selbst, daß in einem so bedeutsamen Werk auch alle für den wissenschaftlich interessierten Leser notwendigen Angaben aufgeführt sind: die Nachweise der wiedergegebenen Dokumente, eine alphabetische Ordnung der über 150 charakterisierten und zu Worte gekommenen Kirchenhistoriker, eine allgemeine Bibliographie sowie ein umfassendes Personen- und Sachregister.

Schließlich sei nochmals ausdrücklich betont, daß Peter Meinhold in seinem Werk nur die protestantische Kirchengeschichtsschreibung berücksichtigt hat und darum zum Beispiel auf eine spezielle Behandlung der frühchristlichen und mittelalterlichen Anfänge verzichtete. Diese werden in dem geplanten katholischen Werk — Verfasser wird sein Professor Hubert Jedin — erscheinen. Meinholds «Geschichte der kirchlichen Historiographie» wird über viele Jahrzehnte hinaus das maßgebende Werk bleiben, das sowohl den angehenden Theologen wie auch den gebildeten Laien eine zuverlässige und wesentliche Orientierung bietet.

Hans Beck

[1] Peter Meinhold, Geschichte der kirchlichen Historiographie (Zwei Bände), erschienen in der Reihe «Orbis academicus» (Problemgeschichten der Wissenschaft in Dokumenten und Darstellungen), Verlag Karl Alber, Freiburg/München.

Im September 1965 erschien als erster und bisher einziger Roman von *Walter Helmut Fritz* die «Abweichung»[1], Ende 1966 wurden *Johannes Bobrowskis* «Litauische Claviere» vom Union-Verlag in Berlin-Ost, bei dem der am 2. September 1965 verstorbene Dichter als Lektor tätig war, aus dem Nachlaß herausgegeben. Inzwischen liegt im Verlag Klaus Wagenbach, Berlin-West, eine Lizenzausgabe vor[2]. Beide Romane sind in der Thematik und Erzähltechnik, in der Aussage und in ihrer Haltung zu Geschichte und Gesellschaft grundverschieden. Obwohl sie in West- bzw. Mitteldeutschland auch nur *eine* Richtung in der Gegenwartsliteratur vertreten, sind sie bis zu einem gewissen Grade als repräsentativ für den zeitgenössischen deutschen Roman anzusehen.

Die «Litauischen Claviere» spielen 1936 im Memelland, jenem östlichsten Zipfel Ostpreußens, der 1923 vom Staat Litauen widerrechtlich besetzt worden war. Die Situation ist von dem Gegensatz zwischen der litauischen und der deutschen Volksgruppe gekennzeichnet. Um die Eintracht zwischen den beiden Völkerschaften zu fördern, versuchen Professor Voigt und Konzertgeiger Gawehn aus Tilsit auf ihre Weise tätig zu werden, indem sie eine Oper über Donelaitis, einen litauischen Dichter und deutsch erzogenen Pfarrer aus dem 18. Jahrhundert, zu schreiben planen. Donelaitis, der diese Eintracht in seiner Zeit lebte, predigte und dichtete, wird zum Symbol für den Kampf um den Frieden in diesem von Leidenschaften zerrissenen Mischgebiet. Um sich Anregungen für ihre Oper zu holen, fahren Voigt und Gawehn am 23./24. Juni ins Memelgebiet nach Willkischken zu dem Lehrer Potschka, einem großen Kenner litauischer Volkslieder. Dieser Lehrer an einer deutschen Schule, von Geburt ein Litauer und in ein deutsches Mädchen verliebt, hat sich, ebenfalls im Bemühen, die Eintracht zwischen den beiden Völkerschaften zu stiften, so in sein Vorbild Donelaitis hineinvertieft, daß er in visionären Identifikationen mit ihm eins wird und Episoden aus dessen Dasein erlebt. Aber sowohl der rationale Plan einer im geistig-kulturellen Bereich die Völker verbindenden Oper als auch der existentielle Versuch, in der visionären Schau des Vergangenen die Eintracht zu erspüren und in die Gegenwart zu übertragen, scheitern an der Realität: Am Rombinus, dem Sitz der alten litauischen Götter, beginnen die während des Johannisfestes sich in eine aggressive Stimmung hineinsteigernden Deutschen mit den Litauern, die zur gleichen Zeit bei der Sonnwendfeier ihre Götter beschwören, eine Schlägerei, im Verlauf derer ein Deutscher getötet wird. Drohend kündigt sich dabei der Terror der vom Deutschen Reich unterstützten Nationalsozialisten an.

Der Zugang zu den «Litauischen Clavieren» fällt dem Leser alles andere als leicht. Eine Fülle von Detailinformationen, durch die strukturelle Brechung verfremdet, stürmt auf ihn ein: zahlreiche Personen- und Ortsnamen werden genannt, Landschaft wird beschrieben, deutsche und litauische Feste, Einzelheiten aus der Kultur- und Geistesgeschichte dieses Landstrichs, historische Ereignisse aus verschiedenen Stufen der Vergangenheit geschildert. Mehrere Sprachschichten treten hervor: Umgangssprache, ostpreußischer Dialekt, nationalsozialistischer Jargon, musikalische Fachsprache, das Litauische und Lateinische. In mehreren einander durchdringenden und daher oftmals kaum zu trennenden Redeformen wird das Ganze dargeboten: im inneren Monolog, in der direkten, indirekten und erlebten Rede. Es wird berichtet, Episoden sind eingestreut, Beschreibungen lassen verharrend die Landschaft erstehen. Strukturell werden alle diese Details ihres manchmal kaum noch feststellbaren Zusammenhanges beraubt, indem das sie tragende Handlungsgerüst in Rück- und Vorausblicke zerbrochen wird. Neben dem episch-erzählenden Element einer fortschreitenden Handlung stehen szenisch-dramatisch dargestellte Situationen. Darüber breitet sich

hin und wieder eine durch das Lyrische ausgedrückte schmerzliche Wehmut. — Diese barocke Fülle ist weder chaotisch, noch existiert sie um ihrer selbst willen: indem Details aus den verschiedensten Bereichen, der Geschichte des Landes und den Lebensgewohnheiten seiner Bewohner, angeführt werden, soll ein totales Bild dieses Gebietes und seines Schicksals erstellt werden, wobei der Landschaft eine besondere, prägende Kraft zukommt.

Eine sehr wichtige Rolle spielt der, allerdings anonyme, Erzähler. In eindeutig auktorialer Erzählhaltung kontrolliert er die Auswahl der Details, kommentiert offen und verborgen, wendet sich mit Anreden zum Leser und zu den Romanpersonen, unterbricht diese, schneidet Handlungsabläufe ab und knüpft sie zurückholend wieder an. Durch derartig betonte Eingriffe kann der Erzähler deutlich Stellung zum Dargestellten beziehen und darüber hinaus belehren, ganz wie es die sozialistische Romantheorie fordert. Obwohl in den «Litauischen Clavieren» eine kämpferische Parteinahme im sozialistischen Sinne durchaus vorhanden ist (als Grundübel der jahrhundertelangen Streitigkeiten zwischen den Völkerschaften werden die «Herrschaftsverhältnisse» genannt), kann man Bobrowski nicht als sozialistischen Dichter bezeichnen. Vielmehr erwächst sein Anliegen aus einer christlich-humanistischen Grundhaltung. In diesem Sinne setzt er sich für eine friedlichere, bessere Welt ein. Ein in dieser Art kompromißlos verstandenes Christentum findet jedoch viele Berührungspunkte mit dem idealen Sozialismus. Bobrowski stand deshalb dem Regime in Mitteldeutschland durchaus positiv gegenüber, bis er sich der den Idealen kaum noch gerecht werdenden sozialistischen Wirklichkeit wieder entfremdete. Das Verhältnis von Litauern zu Deutschen sieht Bobrowski gemäß seiner Intention, die Eintracht zwischen den Völkern zu fördern, einseitig: das aggressive, kleinbürgerlich-patriotische Deutschtum, das praktisch schon von der nationalsozialistischen Gruppe gelenkt wird, unterdrückt, ja bedroht das friedliche, wenn auch fatalistisch-passive Litauertum. Der Terror der nationalsozialistischen Kampfgruppe, die vor Verleumdung und selbst vor Mord nicht zurückschreckt, kann aber für die Situation von 1936 noch nicht repräsentativ sein. Die poetische Akzentuierung der wahren Verhältnisse ist eindeutig von der erinnernden Warte des Dichters gesehen, der erlebt hatte, wie der hybride deutsche Nationalismus 1939 bis 1945 zur furchtbaren Aktualität gediehen war.

Aus einer ganz anderen geistigen Situation ist die «Abweichung» von Fritz entstanden. Hier wird die Bewußtseinskrise eines Menschen der 60er Jahre in einer westlichen Industriegesellschaft dargestellt. Die Alltäglichkeit wird zum Problem, ihr Schauplatz ist die Großstadt. Deshalb ist der ganze Roman auch in einer unauffälligen, gehobenen Umgangssprache ohne jede Raffinesse abgefaßt.

Geschildert wird ein halbes Jahr der Ehe von P. und M., ihr Leben im Alltag, ihr Umzug in eine neue Wohnung und schließlich die sich anbahnende Trennung aufgrund einer unerklärlichen Fremdheit, die plötzlich zwischen sie getreten ist. Sie entsteht daraus, daß alles anders kommt, als P. und M. hoffen, planen und erwarten. Es sind diese «Abweichungen», aus denen das Leben in Wirklichkeit besteht und denen der einzelne Mensch ohnmächtig gegenübersteht. Dazwischen erlebt der Leser in mehreren Rückblicken das Scheitern ihrer ersten Ehen und ihre sich anbahnende Bekanntschaft.

Der Roman ist von einem eigenartigen Gegensatz von Genauigkeit, Bestimmtheit und Diffusheit, vagem Ungefähr gekennzeichnet, der eine Art «abstrakte Sinnlichkeit» (Heinz Piontek) entstehen läßt. Trotz der vorhandenen Objektivität, die die Dinge beschreibend zu ergreifen und festzuhalten sucht, ist die Anlage des Romans von höchster Subjektivität bestimmt. Aus diesem Grunde wird auch kein Erzähler als Zwischeninstanz sichtbar, der Autor in seiner Person und aus seinen Erfahrungen heraus stellt sich hier dar.

Wie im Zeitlichen so fehlt auch im

Räumlichen eine genaue Fixierung. Wann und wo P. und M. eigentlich leben, erfahren wir nicht. Es heißt nur immer: «die Stadt». Orte, die sie besuchen, sind abgekürzt. Ebenso bleiben fast alle Personen anonym, angefangen mit den beiden Hauptgestalten P. und M. Eine genaue Monats- und Jahresangabe fehlt ebenfalls. Der Zeitraum, in dem sich die Handlung abspielt, ist nur zu erschließen: etwa Juni bis Dezember eines Jahres; die Rückblicke reichen bis mindestens fünf Jahre zurück. Nicht ein einmaliges, unverwechselbares Geschehen soll dargestellt werden, sondern eine typische Situation, bei der Ort, Zeitpunkt und Personen austauschbar sind. Scheinbare Genauigkeiten können daran nichts ändern, denn die namentlich genannten Orte und Personen geben keine Aufschlüsse über die Haupthandlung.

Die Problematik ist durch P.s gestörtes Verhältnis zu seiner Umwelt bestimmt. Wie sich an seinen unechten Dialogen zeigt, leidet er an Kontaktlosigkeit. Eine allgemeine Ziel- und Orientierungslosigkeit ist die Folge davon. Sie resultieren aus P.s Selbstentfremdung, wie etwa an seinen beiden Träumen deutlich wird. In einer elementaren Bewußtseinskrise wird er sich selbst fraglich, er ist «fern von sich selbst». Seine Lage drückt sich darin aus, daß P. wie in Trance lebt, d.h. sich in einem Zustand befindet, der zwischen Wachen und Schlafen liegt. Sehr oft nämlich wird von ihm gesagt, er sei müde, er schlafe, träume und erwache. Deswegen kann er auch die ihn umgebenden alltäglichen Dinge und Geschehnisse nicht recht begreifen. Sie erscheinen ihm willkürlich, zufällig, bar jeder Koordination. Aus diesem Grunde muß P. sein Leben als Abfolge zufälliger Begebenheiten auffassen, in der er keinen Sinn und keine Gesetzmäßigkeit festzustellen vermag. Es besteht für ihn aus diesen «Abweichungen», denen aber zweifellos vorhandene Realitäten zugrunde liegen müssen. Die Frage nach dem, was nun wirklich «Tatsachen» sind, ist deshalb programmatisch für den ganzen Roman. Als Folge dieser Situation, in der sich P. befindet, erschöpft sich sein Tun in Halbheiten und Erwägungen von Möglichkeiten, wie die vielen Einschränkungen und die ebenso zahlreichen Konjunktive zeigen.

Den Grund für seine Lage sieht P. in der Zeit und ihrer Eigenschaft, die Ereignisse beständig in die Vergangenheit zu versetzen, noch ehe er sie hat bewußt erleben können. Sein ganzes Bestreben muß also darauf gerichtet sein, sich mit der Zeitlichkeit abzufinden, indem er sie akzeptierend zu überwinden sucht: «Die Zeit augenblicklich besiegen, indem man weiß, daß sie da ist und vergeht. Dann verdichtet sie sich, obwohl sie vergeht. Sein Heft nehmen und aufschreiben, was war. — Sobald man aufgibt ist es, als hörte man auf zu schwimmen.» Dieses Bemühen P.s drückt sich darin aus, daß die einzelnen Geschehnisse der geschilderten Lebensausschnitte wie in einem Notizbuch zeitlich betont genau fixiert wiedergegeben werden: der Alltag ist in zahlreiche exakt bezeichnete Abschnitte gegliedert.

Dieses Bestreben, in der Zeitlichkeit Fuß zu fassen, stellt vorläufig nur ein vom Willen gelenktes Vorgehen dar. Noch ist P. unfähig, Zeit aufgrund einer inneren Haltung im Erleben zu fixieren und damit anzuordnen. Wie zur Gegenwart kann P. auch kein Verhältnis zu Zukunft und Vergangenheit haben. Diese ist ja nicht die von ihm bewußt gelebte und dadurch bedeutungsgeladene Zeit. Seine Erinnerung findet subjektiv-sprunghaft statt, nicht in der Abfolge der erinnerten Geschehnisse. Statt historischer Zeit erlebt P. «Dauer» von zeitlichem Abfließen, d.h. ein subjektiviertes Vergehen ohne objektive Bindung an Ereignisse: P. kann deshalb keinen Sinn für Geschichte haben.

Die Zeit bestimmt nicht nur die Problematik, sondern auch den Aufbau des Romans. Die Anordnung der Kapitel ist planmäßig: Abwechselnd werden das gegenwärtige Leben P.s und M.s und die Zeit davor, während ihrer beider erster Ehe, geschildert. Durch diese Anordnung wird das bedrohliche Abfließen der Gegenwart sichtbar: Die Rückblicke P.s und M.s setzen mehrere Jahre vor der Gegenwart des Romans ein und bewegen sich auf

die Gegenwart der sich jeweils erinnernden Person zu. Sie münden aber nicht in dem Punkt der Gegenwart, in dem sie von den Personen begonnen wurden, denn die Gegenwart selbst hat sich ja während dieser erinnernden Vorgänge auch weiterbewegt: Zwischen dem I. und VII. ist folgerichtig etwa ein halbes Jahr vergangen. Und kaum ist die Aufbereitung der Vergangenheit beendet, als sich bereits — der Anfangspunkt liegt, von beiden unbemerkt, in dieser Zwischenzeit — die Entfremdung spürbar macht. Verfolgt der Leser die Gedanken P.s und M.s, so bemerkt er, wie die beiden von dem zeitlichen Ablauf buchstäblich überrollt werden. Ehe sie einen Fixpunkt finden können, eine Basis, von wo aus der Absprung zum Ehepartner gelingen könnte, ist das Vorhaben von der Zeit überholt. P. und M. können auf jene unerklärliche Fremdheit, die plötzlich zwischen ihnen steht, nur noch reagieren, sie als eine «Abweichung» von ihrer früheren Vertrautheit registrierend wahrnehmen, am Prinzip dieses Entgleitens vermögen sie aber nichts zu ändern.

Will man einen Vergleich zwischen diesen beiden grundverschiedenen Romanen wagen, so kann es nur unter dem Gesichtspunkt einer Gegenüberstellung der literarischen Situation in West- und Mitteldeutschland geschehen.

Der Roman von Walter Helmut Fritz zeigt sich, aus der soziologischen Struktur einer modernen Industriegesellschaft erwachsen, als vom «nouveau roman» beeinflußt (vor allem Nathalie Sarraute und Michel Butor). Die Strömung des «neuen Realismus» (Dieter Wellershoff), dem auch die «Abweichung» zuzurechnen ist, gewinnt in Westdeutschland in den letzten Jahren zunehmend an Bedeutung. Ein enger Ausschnitt, der meist dem Alltag entstammt, soll in der genauen Beobachtung beschreibend dargestellt werden. Die Romanpersonen stehen dabei der sie bedrängenden Außenwelt meist passiv-registrierend gegenüber. Dies bedeutet, wie oft kritisiert[3], eine poetische Verengung auf das Banale und Handwerklich-Reproduzierende, dem ein die Gesamtheit menschlichen Daseins umfassender Vorwurf fehlt. Obwohl sich sofort die Frage stellt, inwieweit dies heute noch möglich ist, bleibt die Tatsache als solche bestehen. Der Roman kann sicher mehr leisten. Bei der «Abweichung» kommen noch andere, gewichtige Mängel hinzu: Der Roman ist für das, was er darstellt, zu lang, um fesseln zu können. Zudem spricht Fritz vieles aus, was poetisch darzustellen gewesen wäre. Wie die «Abweichung» haben nahezu alle Romane des «neuen Realismus» eine ahistorische Tendenz. Eine Aussage, etwa über die Vergangenheit, ist kaum möglich, denn in dieser Strömung drückt sich gerade die tastende Suche nach neuen Aussage*formen* aus. —

Dem gegenüber existiert für Bobrowski dieses Problem nicht. Auf die Aussage kommt es an; ihre Möglichkeit kann fraglos vorausgesetzt werden. Darüber hinaus geben die «Litauischen Claviere» eine weltanschauliche Lehre, etwas, was für den zeitgenössischen westdeutschen Roman gar nicht mehr im Blickfeld liegt. Von einem christlichen Humanismus herkommend, setzen sie sich in «provinzieller Lebensgewißheit» (Helmut Heißenbüttel) für eine neue, bessere Welt ein. Zudem stehen diese hohen Ideale, die der Roman vertritt, in keinem rechten Verhältnis zu der Fabel, die sie aufzeigen soll. Die Problematik des Geschehens ist zu eng auf die lokalen Gegebenheiten begrenzt, um einem größeren Publikumskreis verständlich werden zu können. Trotz der modernen, mosaikartigen Bauform, die recht gekonnt gehandhabt wird, ist die gläubige Grundhaltung des Romans nicht zeitgemäß. Aus der belehrenden Intention ergibt sich der antithetische Aufbau der «Litauischen Claviere» sowie die vielseitige und dominierende Stellung des Erzählers. Obwohl Bobrowski in diesem Roman deutsches Unrecht an den Litauern darstellt und, ganz im sozialistischen Sinne, eine Verbesserung der Welt durch die Veränderung der «Herrschaftsverhältnisse» propagiert, ist er nicht beispielhaft für die linientreue SED-Literatur. Vielmehr repräsentiert er diejenige Literatur, die sich unter dem

Druck der widersprüchlichen Forderungen des Staates (den zu erstrebenden Zustand des Sozialismus darzustellen ohne den gegenwärtigen kritisieren zu dürfen) in Doppeldeutigkeit, neutrale Allgemeinaussage und Sentimentalität tarnend zurückzieht. Die «Litauischen Claviere» sind eine wehmütige Erinnerung an die verlorene Heimat (Bobrowski wurde am 9. April 1917 in Tilsit geboren), ohne einen wirklichen Bezug zur sozialistischen Gegenwart.

Bei der vergleichenden Betrachtung der «Abweichung» und der «Litauischen Claviere» im Hinblick auf die west- und mitteldeutsche Literatur ist es also interessant festzustellen, daß die künstlerische Form beider Romane modern ist. Dabei ist jedoch zu bedenken, daß Bobrowski nicht typisch für den sozialistischen Roman ist. Heute noch nicht typisch, müßte man sagen, denn die ästhetischen Anforderungen, die die Partei an das Kunstwerk stellt, werden zusehends anspruchsvoller und gehen dahin, sozialistische Thematik in einem modernen künstlerischen Gewand attraktiver erscheinen zu lassen. In der Thematik selbst und in der Beurteilung von Aussagemöglichkeit und -art differieren die beiden Romane dagegen stark.

Peter Lautzas

[1] Walter Helmut Fritz, Abweichung, Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1965. [2] Johannes Bobrowski, Litauische Claviere, Roman. Verlag Klaus Wagenbach, Berlin-West 1967. [3] Vgl. zu dieser Frage als jüngste Äußerung Marcel Reich-Ranicki: Literatur der kleinen Schritte, Piper Verlag, München 1967.